

Kirchenpräsidentin Dorothee Wüst, Präsidentin der UEK

Zweiter Sonntag der Passionszeit (Reminiszenz), 01. März 2026, 10 Uhr

Festgottesdienst zur Wiedereröffnung der Hohenzollerngruft

Predigt zu Jesaja 40, 6-8

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt: Jesus Christus. Amen.

Meiner Predigt lege ich Worte aus dem Buch Jesaja zugrunde, aus dem 40. Kapitel, die Verse 6–8:

Es spricht eine Stimme: Predige!, und ich sprach: Was soll ich predigen? Alles Fleisch ist Gras, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt; denn des HERRN Odem bläst darein. Ja, Gras ist das Volk! Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt, aber das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich.

Herr, rede du und lass uns alle hören. Amen.

Liebe Gemeinde,

„es spricht eine Stimme: Predige! Und ich sprach: Was soll ich predigen?“ Fragt der Prophet. Was mich einigermaßen verwundert. In meiner Heimatstadt Kaiserslautern steht Tag für Tag ein Mann in der Fußgängerzone mit einem Pappschild um den Hals und predigt. Unverdrossen. Augenscheinlich erfüllt von enormem Sendungsbewusstsein und unglaublich vielen Wörtern. Er fühlt sich eindeutig zum Propheten berufen und weiß genau, was er sagen soll. Er platzt sozusagen vor Gewissheit und Überzeugtheit und der Richtigkeit seiner Worte. Unser biblischer Prophet tut das nicht. Und das macht ihn mir ausgesprochen sympathisch.

Seine Frage ist auch meine Frage. Gerade an diesem Ort und an diesem Tag. Der Berliner Dom ist nicht irgendein Raum. Er ist architektonisch eindrucksvoll, historisch aufgeladen, geistlich geprägt. Hier verdichten sich Epochen deutscher Geschichte, kirchliche Traditionen, politische Umbrüche. Und heute kommt noch die Wiedereröffnung der Hohenzollerngruft hinzu – ein Anlass, der Erinnerung und Gegenwart, Geschichte und Deutung miteinander verbindet. Hoher Anspruch. Predige. Was soll ich predigen?

Die Frage zielt ja nicht nur auf ein Thema ab, sondern auf den Sinn des Predigens selbst. Wir leben alles andere als in wortarmen Zeiten. Im Gegenteil. Worte gibt es im Überfluss. Täglich werden wir mit Stellungnahmen, Kommentaren, Analysen und Bewertungen konfrontiert. Kaum ein Ereignis bleibt unkommentiert. Kaum eine Meinung bleibt unwidersprochen. Die Geschwindigkeit der Rede hat zugenommen, ihre Lautstärke ebenfalls. Aufmerksamkeit ist ein knappes Gut, um das viele buhlen. Welchen Sinn hat es, in der sturzbachartigen Flut von Wörtern weitere Worte zu machen? Warum sollte gerade die Predigt mehr sein als eine weitere Stimme im allgemeinen Geräusch? Was unterscheidet sie von politischer Rede, journalistischem Kommentar oder persönlicher Stellungnahme?

Vermutlich liegt der Unterschied weniger in der Form als im Anspruch. Predigt will nicht originell um ihrer selbst willen sein oder durch rhetorische Brillanz glänzen. Es ist erfreulich, wenn sie nicht zu Tode langweilt, aber sie lebt nicht davon, etwas zu sagen, was noch nie zuvor gesagt wurde. Im Gegenteil. Sie lebt davon, das zu sagen, was schon immer gesagt wurde. Sie lebt nicht von ihren eigenen Worten, sie lebt vom und durch das Wort, das sie in ihren Worten zur Sprache bringen will. Ein Wort, das jeder Predigt vorausgeht, das sie nicht selbst hervorbringt, in dessen Dienst sie steht. Genau das gilt auch für den Propheten.

Was soll ich predigen? Fragt er. Und bekommt keinen Rhetorikkurs, keine Kommunikationsstrategie, kein wortreich ausgeklügeltes Programm, keine Tricks und Kniffe. Er bekommt einen Satz von großer Nüchternheit: „Alles Fleisch ist Gras.“ Schon wieder überraschend. Wer will das denn hören? Bleiben Menschen nicht lieber stehen, wenn sie Trost, Ermutigung, Erbauung, Hoffnung hören? Wer bleibt stehen, weil er sich wie ein Grashalm fühlen will? Einer von Millionen. Einer, der zertrampelt wird. Einer, der heute steht und morgen weggemäht wird?

Wie mag das in den Ohren der Damaligen geklungen haben? Ein Volk im Exil, Spielball von Großmächten, Bauernopfer auf dem Schachbrett der Macht. Jerusalem ist verloren, der Tempel zerstört, die politische Eigenständigkeit dahin. Was über Generationen aufgebaut war, was als so verlässlich galt, war am Ende tatsächlich wie verdorrtes Gras. Jenes Volk hatte am eigenen Leib erlebt, dass eben nichts für die Ewigkeit ist, dass jede Stabilität zerbrechen kann, dass es keine Garantien gibt. Die Menschen, zu denen der Prophet spricht, kennen existentielle Erschütterung, wissen um die Verletzlichkeit des Lebens. Und haben eine Sehnsucht. Natürlich haben sie die.

Insofern könnte der Prophet es sich so einfach machen. So einfach, wie es sich auch in unseren Tagen Menschen machen. Indem sie beschwören, was war und dass es wieder so werden kann, wie es vermutlich nie war. Oder indem er eine Zukunft malt, die es nie geben wird. Nur für einen Moment guten und wohligen Gefühls, das bei der nächsten Empörungswolke schlagartig verpufft. Das könnte er tun, Applaus wäre ihm sicher. Aber um Applaus geht es ihm nicht. Geht es dem nicht, der ihn schickt. Dem geht es um das Leben, wie es ist. Alles Fleisch ist Gras. Alles, was wir sind und tun, trägt den Geruch des Vergänglichen an sich. Macht ist nicht von Dauer, Ordnungen sind vorläufig, Leben ist endlich. So ist es nun einmal.

Könnte zynisch klingen. Oder fatalistisch. Oder gar nihilistisch. Auf jeden Fall hoffnungsarm. Aber das ist es nicht. Es ist schlicht und ergreifend Realität. Und sie zu erkennen, ist ein Schutz. Wer begreift, dass nichts für die Ewigkeit ist, setzt sich nicht absolut, setzt nichts absolut, hält nichts für gesetzt und unabänderlich. Kommt gar nicht auf die Idee, menschliche Größe mit Ewigkeit zu verwechseln oder den eigenen Taten Ewigkeitswert beizumessen. Das Wissen um die eigene Relativität, um den Fluss der Zeit, um die Vorläufigkeit all dessen, was wir entscheiden und tun, ist Schutz vor Selbstüberschätzung. Und eigentlich ein enorm entlastender Gedanke.

Wenn es heute auch um die Wiedereröffnung der Hohenzollerngruft geht, sind es genau diese Gedanken, die in der Luft liegen. Hier liegen Menschen begraben, die zu ihrer Zeit Geschichte gestaltet haben. Ihre Entscheidungen hatten politische, militärische, kulturelle Konsequenzen. Sie standen im Zentrum von Macht und Verantwortung. Ihre Namen sind nicht vergessen. Und doch sind sie vergangen. Ihre Macht war nicht ewig, auch ihre Ordnungen waren eingebunden in Zeit und Kontext.

Die Gruft ist kein Triumphraum ewiger Größe, sondern höchst ambivalenter Erinnerungsraum. In dem wir uns erinnern an Menschen, die zu ihrer Zeit bedeutsam waren und natürlich Geschichte geschrieben haben. Die kluge, aber auch fatale Entscheidungen getroffen haben, mit denen sie Teil unser aller Geschichte wurden. Aber sie selbst sind längst Geschichte. Und erinnern daran, dass kein Mensch und keine Epoche das letzte Wort hat. Alles Fleisch ist Gras.

Aber auch das ist nicht das letzte Wort. Nicht für die Damaligen, nicht für uns heute. Die wir gerade so sehr verunsichert sind durch Vergänglichkeit und Zerbrechlichkeit. Wir leben in Systemen und Strukturen, die wir lange für in Stein gemeißelt hielten. Demokratische Institutionen, internationale Kooperationen, gesellschaftliche Verständigungen – vieles bröckelt, wirkt brüchig. Globale Krisen, politische Polarisierung, technologische Umbrüche fordern uns heraus, überfordern uns, bringen unsere Sicherheiten ins Wanken.

Vieles schwindet, manches wächst. Zum Beispiel die Sehnsucht. Nach etwas von Dauer, nach Stabilität, nach Garantien und Verlässlichkeiten. Und wieder machen es sich manche einfach. Beschwören die Vergangenheit als vermeintlich goldenes Zeitalter. Rufen nach entschlossener Führung, die Wunder vollbringen soll. Suchen ihr Heil in einfachen Antworten auf komplexe Fragen und in Schwarz-Weiß-Bildern, um die Grauzonen nicht mehr aushalten zu müssen. In dieser ernüchterten und ernüchternden Welt. In die der Prophet seinen nüchternen Satz ausrichtet: Alles Fleisch ist Gras. Gras ist das Volk. Also auch wir. Wollen wir das hören? Wollen Sie das hören?

Warum nicht? Klar ist diese Einsicht beunruhigend. Aber sie ist gleichermaßen entlastend. Natürlich tragen wir Verantwortung. Und das nicht zu knapp. Natürlich ist es an uns, in unserer Zeit das Gemeinwohl im Blick zu haben, uns um Frieden und Gerechtigkeit zu mühen, Menschenrechte und Menschenwürde ernst zu nehmen, den Horizont der Zukunft auszuloten. Natürlich ist es an uns, für unsere Zeit Probleme zu lösen, Entscheidungen zu treffen, Weichen zu stellen. Dass letztlich alles vergänglich ist, ist kein Argument, die Hände in den Schoß zu legen. Aber es ist ein existentieller Hinweis darauf, dass all unser Tun und Trachten letztlich vorläufig ist. Wir gestalten unsere Zeit, aber wir bauen nicht die Ewigkeit. Das tut ein anderer.

Und auf ihn verweist der Prophet in aller Deutlichkeit: „Das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich.“ Nicht menschliche Macht bleibt. Nicht dynastische Kontinuität. Nicht kulturelle Dominanz. Allein Gottes Wort hat Ewigkeitswert. Und es ist schon besonders, dass gerade dieses Wort an diesem besonderen Ort besonderes Gewicht hat.

Der Berliner Dom ist die größte protestantische Kirche Deutschlands, erbaut unter dem Eindruck der Reichsgründung, gebaut als repräsentatives Gotteshaus für die Ewigkeit. Wenige Jahre später war das Kaiserreich Geschichte. Und wieder wenige Jahre später war für Jahrzehnte nach den Kriegszerstörungen fast auch dieser Dom Geschichte. Dieser Raum hier spricht eine deutliche Sprache in Hinblick auf die Vergänglichkeit weltlicher Macht und die Vorläufigkeit menschlichen Planens. Aber gerade deshalb schiebt sich das Mottowort dieser Kanzel in den Blick: Des Herren Wort bleibt ewiglich. Siehe da.

In diesen wenigen Worten wird aus einem historischen Monument, aus einem kaiserlichen Repräsentationsbau, aus einer steingewordenen Machtmanifestation ein Gotteshaus. Ein Raum für Gottes Wort. Seit Generationen wird hier das Evangelium gelesen, ausgelegt, bedacht. Hier werden Menschen getraut, Kinder getauft, Angehörige beweint. Aus heißen Herzen steigen Gebete zum Himmel, aus vollen Kehlen erklingt das Loblied Gottes. Hier lässt sich etwas erspüren und begreifen von jenem Wort, das sich auch übersetzen lässt mit Wörtern wie Treue, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Liebe.

Hier lässt sich mit Händen greifen, dass dieses Wort die Qualität hat, politische Systeme, gesellschaftliche Umbrüche, ideologische Verstiegenheiten zu hinterfragen, einzuordnen und überdauern. Weil es ein Versprechen ist. Gottes Versprechen, dass Geschichte nicht im Nichts endet, dass Schuld nicht das letzte Wort behält, dass Leben mehr ist als seine biologische Begrenzung.

Und wenn wir in diesen Tagen durch die Passionszeit gehen, um durch das Kreuz hindurch, durch Leid und Tod hindurch einen flüchtigen Blick über die Grenze unserer Endlichkeit hinaus auf Gottes Qualität von Leben zu bekommen, dann liegt darin ein Trost, eine Hoffnung, eine Perspektive, die diesem Leben Halt und Sicherheit gibt. Weil ich weiß, was mein Gott in ewiger Treue und Verlässlichkeit mit mir im Sinn hat, kann ich diesem Leben in all seinen Unwägbarkeiten, in all seiner Fragmentenhaftigkeit Sinn abgewinnen. Und mich sinnvoll einbringen.

Was also soll ich predigen? Vielleicht nichts anderes als dies: Wir bewegen uns in der Spannung zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen Gruft und Verheißung, zwischen realistischer Einschätzung unserer Möglichkeiten und realistischem Vertrauen in die Möglichkeiten Gottes. Das bewahrt uns vor Überheblichkeit und Selbstüberschätzung. Und schenkt uns gleichzeitig Hoffnung über den Tag hinaus, die uns in unserer Zeit resilient leben und mutig handeln lässt. Wir gestalten verantwortungsvoll die Zeit, weil wir im Vertrauen leben auf Gottes Ewigkeit. Uns zum Wohl und ihm zur Ehre.

Und sein Friede, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.